

aber auch, daß das Archiv sehr viel mehr zu bieten hat. Genauer: Indem der Verfasser vor allem in seiner Schlußbetrachtung immer wieder hervorhebt, daß die Geschichte der Kölner Nuntiatur ein Forschungsdesiderat sei, verdeckt er zugleich jene Möglichkeiten, die „sein“ Archiv auch weitgehend unabhängig von Reichskirche, Nuntiatur und Papsttum bietet – seien sie nun prosopographischer oder sozial- und erfahrungsgeschichtlicher Art. Daß Michael F. Feldkamp damit eine Chance vertan hat, den Kreis künftiger Benutzerinnen und Benutzer zu vergrößern, darf wohl vermutet werden. Eines jedenfalls steht fest: Auch ein Archiv, in dem man nicht nur finden, sondern auch suchen kann, ist darauf angewiesen, daß sich jemand auf die Suche macht.

*Freiburg i. Br.*

*Peter Burschel*

*Johannes Brümmer: Kunst und Herrschaftsanspruch.* Abt Benedikt Knittel (1650–1732) und sein Wirken im Zisterzienserkloster Schöntal (= Forschungen aus Württembergisch Franken 40), Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1994, 279 S., 257 Abb., Ln. geb., ISBN 3-7995-7643-6.

Vorliegende Untersuchung, im Wintersemester 1992/93 von der Universität Tübingen als kunsthistorische Dissertation angenommen, versteht sich als exemplarische Anwendung der schon in den 30er Jahren maßgeblich von Erwin Panofsky (1892–1968) entwickelten „ikonologischen“ Methode in der Betrachtung von Kunstwerken. Diese Forschungsrichtung betrachtet Kunstwerke – so auch der Verfasser in seiner Einleitung (S. 11) – „als Dokumente sozialer, historischer und geistesgeschichtlicher Prozesse, die es gleichsam hinter ihrer Oberfläche zu rekonstruieren gilt, um so erst ein Verstehen im eigentlichen Sinne zu ermöglichen“. Das Vorgehen ist dabei gegliedert in die Beschreibung des Kunstwerks, die Erhebung seiner (historischen, sozialen, literarischen, ikonographischen etc.) Entstehungsvoraussetzungen und die abschließende Interpretation.

Das vom Verfasser gewählte Anwendungsgebiet für diese Methode der Kunstbetrachtung ist der barocke Baukomplex des ehemaligen Zisterzienserklosters Schöntal im hohenlohischen Jagsttal. Einleitend wird ein knapper Überblick über die Klostersgeschichte gegeben (S. 15–18): Die Stiftung des Adeligen

Wolfram von Bebenburg, 1157 in einem Schutzbrief Friedrich Barbarossas erstmals erwähnt, 1176 und 1177 auch von Papst Alexander III. in seinen Schutz genommen, erhielt nach wechselvoller Entwicklung 1418 durch Kaiser Sigismund die Reichsunmittelbarkeit zugesprochen und erlangte 1439 vom Papst das Recht der Pontifikalien. Die immediate Stellung fand jedoch schon 1495 wieder ihr Ende, als Schöntal dem „Schutz“ des Erzstifts Mainz unterstellt wurde (wofür der Leser keinen Grund erfährt). Seitdem prägten Selbstbehauptungsbestrebungen gegenüber Mainz und dem Würzburger Diözesanbischof die weiterhin wechselvolle Klostersgeschichte. In diesen Kontext wird vom Verfasser auch der Neubau der Schöntaler Klosteranlage im 17. und 18. Jahrhundert eingeordnet. Seit der Säkularisation 1802 ist die ehemalige Klosterkirche St. Joseph katholische Pfarrkirche, im Klostergebäude bestand 1810–1975 ein evangelisch-theologisches Seminar. Seit 1979 ist hier u.a. eine Bildungsstätte der Diözese Rottenburg-Stuttgart untergebracht.

Thema der Untersuchung bildet die 49jährige Amtszeit des Schöntaler Abtes Benedikt Knittel (1682–1732), der – 1650 als Sohn eines Ratsherrn in Lauda an der Tauber geboren, 1671 in Schöntal eingetreten, an der Universität Würzburg ausgebildet, danach im Kloster rasch zu wichtigen Ämtern aufgestiegen – die barocke Neuanlage des Klosters von Leonhard Dienzenhofer planen ließ und ab 1701 auch größtenteils verwirklichen konnte. Durch (auf S. 41–44 skizzierte) ökonomische Initiativen schuf Knittel auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen für seine Bauprojekte, die der Verfasser im Kontext der zeitgenössischen Architekturtheorie maßgeblich „politisch“ motiviert sieht: als Ausdruck von reichstreuem Selbstbewußtsein, Repräsentationsbedürfnis und gegenreformatorischer Überzeugung (S. 67–69). Die drei Sphären von Religion, Herrschaft und Bildung verbänden sich dabei zu einem „Reichsstil“ (S. 70). Den Verfasser beschäftigt vor allem die Frage, was Knittel mit seiner Bautätigkeit beabsichtigte, und die Untersuchung des Klosterbaus hinsichtlich seiner „politischen Ikonologie“ und einer eventuellen Spiegelung der Interessen Knittels und seines Klosters. Damit will er auch „ein mentalitätsgeschichtliches Profil dieses ‚Duodezfürsten‘ zeichnen“ und „einen Beitrag zur Sozialgeschichte eines Kleinterritoriums am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts“ leisten. Dafür

beschränkt sich der Verfasser allerdings auf die Betrachtung der Schöntaler Klosteranlage, da diese Bauten „auf Repräsentation hin angelegt waren und folglich wegen ihrer ikonologischen Ausstattung wegen besondere Aussagen und Forschungsergebnisse erwarten lassen“ (S. 12 f.).

Eine Besonderheit von Abt Knittels Bauen ist, daß er alle von ihm errichteten Gebäude innen wie außen mit einer Vielzahl selbstverfaßter, meist lateinischer Vers-Inschriften (von ihm selbstironisch als „Knittel-Verse“ bezeichnet) versah und sein Kloster so zu einem „Lesebuch“ oder einer „permanenten Literaturliteraturausstellung“ machte. 1714 brachte er eine Sammlung aller bis dahin ausgeführten oder konzipierten Inschriften sogar im Druck heraus, wodurch Besuchern eine Art literarischer Klosterführer zur Verfügung stand (S. 25 f., 150–152; vgl. auch die handliche Auswahl Knittelscher Gedichte in Text und Übersetzung: Friedrich Albrecht, Abt Benedikt Knittel und das Kloster Schöntal als literarisches Denkmal [= Marbacher Magazin 50, Sonderheft], Marbach am Neckar 1989). Knittels schriftstellerische Tätigkeit umfaßt daneben auch Werke zur Klostergeschichte, doch der Verfasser stützt sich vornehmlich auf die Dichtungen, um zunächst Knittels geistigen Horizont zu zeichnen: Stehen für seinen Ausbildungsgang kaum Quellen zur Verfügung (Der Gedanke an große Bildungsreisen „in der Tradition der adeligen Kavaliertouren“ ist mehr als spekulativ!), so erweisen ihn seine Verse als umfassend humanistisch gebildeten, sprachlich versierten und selbstbewußten Mann, dem feine Ironie und gelehrte Anspielung ebenso zu Gebote stand wie derber Humor, als Kenner der zeitgenössischen Emblem-Literatur und als „Ketzer“-Verächter. Natürlich auch als Verfechter der Unabhängigkeitsansprüche seines Klosters, zu deren Demonstration Knittel (durch reichliche Spenden in die kaiserliche Kriegskasse im Spanischen Erbfolgekrieg) 1717 und 1718 von Karl VI. eine (praktisch nutzlose) Bestätigung aller alten Rechte und Freiheiten des Klosters und seine Ernennung zum kaiserlichen Kaplan erwirkte (S. 46–49), während er gleichzeitig um gutes Einvernehmen mit den mächtigen Nachbarn Mainz und Würzburg bemüht war (S. 49–54). Bezeichnenderweise gehörten zu Knittels ersten Maßnahmen eine Neustrukturierung des Klosterarchivs (als der wirksamsten „Waffe“ eines kleinen, militärisch machtlosen Territoriums, S. 44 f.) und Neubau und -ordnung der Biblio-

thek. Der Verfasser weist hier im Vergleich mit zeitgenössischen Bibliotheksordnungen und Wissenschaftslehren ein durchaus eigenständiges geistiges Profil des Abtes auf. In drei erhaltenen Bildnissen Knittels zeigt sich seine Fähigkeit zu selbstbewußter Repräsentation.

Den Hauptteil der Studie bildet die Betrachtung der Schöntaler Klosterkirche (S. 122–226). Im Vordergrund steht auch hier „die Suche nach literarischen und ikonographischen Vorlagen“, denn nur mit ihrer Hilfe könnten „Knittels Anspielungen und Aussagen in ihrem vollen Gehalt aufgedeckt und damit seine Ambitionen und Ziele, die er mit dem Kirchenbau verfolgte, offengelegt werden“. Die einzelnen Bau- und Ausstattungsteile mit ihren Inschriften werden in übersichtlicher Folge betrachtet, zum Nachweis von Vorbildern wird eine Fülle zeitgenössischer Literatur herangezogen, doch wird auch eine Problematik der Vorgehensweise deutlich: Eben Knittels Spiel mit Emblemen und Bezügen macht eine eindeutige Interpretation (um die sich der Verfasser bevorzugt für den Nachweis politischer und gegenreformatorischer Aussageabsichten bemüht) schwierig, wenn zugleich (S. 216) festgestellt werden muß, daß Knittel mit Vorbildern und Motiven teilweise sehr frei umgeht.

Die Kirchenfassade (S. 122–142) wird durch ein ordens- und ortsbezogenes Bildprogramm, in dem auch selbstbewußte Selbstdarstellung des Klosters natürlich nicht fehlt, durchaus zur barocken „Triumph- und Schauwand“; die Schöntaler Kirche ist an ihrem Portal durch den Bezug auf die „schöne Pforte“ in die Nachfolge des Jerusalemer Tempels als Heilsort gesetzt (S. 142–147). Überzeugend werden Knittels Absichten bei der Gestaltung der Vorhalle (S. 153–161) dargelegt: Indem er zu einem vorhandenen Stifterepitaph drei gleichartige Darstellungen Friedrich Barbarossas, Papst Alexanders III. und des ersten Abtes Herwick neu anfertigen und hier aufstellen ließ, wollte er demonstrativ auf die Anfänge und die Schutzherren des Klosters, somit auf dessen Alter und Rechte hinweisen. Ähnlichen Absichten dienen die an den Kirchenwänden in gleichförmiger Reihung versammelten Abtsepitaph- und -bildnisse. Während die Ausmalung der Kirchenschiffe mit christologischen, marianischen und ordensbezogenen Motiven recht kurz als konventioneller „Bildzyklus zur moralisch-didaktischen Unterweisung des Gottesdienstbesuchers“ abgehandelt wird (S. 161–163), ist die –

zweifellos auch künstlerisch ungleich höherangige – Chorausmalung mit teilweise schwer zu deutenden zisterziensischen Themen ausführlich dargelegt (S. 198–209; nur ist wohl im ersten Joch des Hochchors nicht Stephan Harding, sondern die kosmische Vision des Ordensvaters Benedikt [vgl. Gregor der Große, Dialoge II 35] dargestellt). Auch emblematische und allegorische Darstellungen finden umfassende Erläuterung (S. 210–216, 218–223). All dies geschieht mit Anführung vielfältiger Vergleichsbeispiele und reichen Anmerkungen und Literaturangaben. Doch gehen einige Deutungen m.E. deutlich zu weit: Die Anfertigung eines gleichartigen Gegenstücks zu einem vorhandenen Altar bräuchte nicht als „Vornahme des in der Zwiefaltener Kanzel-Ezechiel-Gruppe ... verwirklichten Strebens ..., größtmögliche Ausgewogenheit im Kirchenraum zu erzielen“, angesprochen werden (S. 176). Auch zur Erklärung von Tiara und Reichsadler als Symbolen der schon wiederholt apostrophierten Schutzherrn des Klosters bräuchte man sich nicht bis zur „Zweischwerter-Theorie“ zurückzubemühen (S. 196–198). Die Patrozinienwahl der beiden Chorkapellen (Trinität und Maria-Hilf) mag durch die besondere Förderung dieser Kulte durch die Habsburger motiviert sein, sie als offene Bekundung habsburgischer Anhängerschaft zu bezeichnen (S. 184–197), heißt jedoch die zahlreichen gleichzeitigen Vergleichsbeispiele etwa in Kurbayern zu übersehen.

Zustimmung verdient die etwas versteckt angebrachte Schlussbemerkung (S. 297 f.), die Knittels „durch Wort und Bild höchst gestreich inszenierten propagandistischen Aufwand mit einem Begriff der Rhetorik ... als ‚persuasio‘“ charakterisiert. Mit hohem Bildungsaufwand sollte der angefochtene Status des Klosters kompensiert, zugleich ein religiöses und persönliches Repräsentationsbedürfnis befriedigt werden. „Barocke Pracht sollte nicht vorhandene Macht ersetzen.“ Diese in weiten Bereichen gültige Erkenntnis wird vom Verfasser am Beispiel Schöntals unter Aufbietung einer (manchmal fast zu) großen Materialfülle aus Kunst- und Literaturgeschichte anschaulich gemacht. Die Anmerkungen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis bieten dem Interessierten weiterführende Anregungen. Hervorgehoben zu werden verdient (gerade angesichts des recht günstigen Preises) die reiche Ausstattung mit durchweg guten Abbildungen (Photographien und Planzeichnungen): Alles, wovon die Rede

ist, wird auch gezeigt, und dies meist unmittelbar bei der entsprechenden Textstelle; nur die Farbtafeln stehen gesammelt am Ende. Da auch die Anmerkungen jeweils ans Ende der einzelnen Kapitel gestellt sind, ergibt sich doch einiges Hin- und-her-Blättern. Ein Register fehlt, nicht jedoch (bei weitem keine Selbstverständlichkeit!) ein aussagekräftiger Abbildungsnachweis.

Knittels Bauinschriften, sein zentrales Selbstausage-Mittel, werden im Text vollständig wiedergegeben (bei Chronogrammen auch typographisch gut differenziert) und sämtlich übersetzt (insgesamt ca. 140 Inschriften und Gedichte!). Wollen diese Übersetzungen auch „nur als eine bescheidene Annäherung an die lateinischen Vorlagen“ verstanden werden (S. 12 f.), sind doch an etwa zwei Dutzend Stellen Schiefheiten bis offenkundige Fehler zu verzeichnen. Gravierende Folgen hat dies bei der nicht ausgeführten Beischrift des Klosterwappens an der Kirchenfassade (S. 129, 141): „Soli Deo gloria nunquam cessatoria“ spricht eigentlich nur vom unablässigen Gotteslob, wird aber (in der Übersetzung „Gott allein gebührt Ruhm, aber niemals Zaudern!“) als Ausdruck „Schöntaler Trothaltung“ fehlinterpretiert, der schließlich Knittel selbst als „theologisch und politisch zu anmaßend und provokant“ erschienen sei, weshalb die Ausführung unterblieb. Geradezu grotesk ist das Mißverständnis bei einem Epigramm auf die Rhetorik als eine der sieben freien Künste (S. 78, 7): „Prae reliquis potare licet de jure Poetis; / Namque solent reliquis plus amare sales.“ = Mit Recht dürfen die Dichter mehr als andere trinken; denn sie pflegen auch mehr als die andern das Salz zu lieben (vgl. Albrecht S. 62); der Verfasser übersetzt dagegen: „Zu Recht ist es erlaubt, auf die Hinterlassenschaften der Dichter anzustoßen, denn die Tänzer pflegen ihre Überbleibsel mehr zu lieben.“ – Bei Knittels Graffito in der Heiliggrabkapelle ist auf Abbildung 81 (S. 117) erkennbar, daß „surgat“ anstatt des befremdlichen „surga“ zu lesen ist; es ergibt sich also: „Surgat cum Christo, tumulum qui fabricavit.“ = Der das Grab errichten ließ, möge mit Christus auferstehen. Beim Gedicht auf Karl VI. (S. 50) muß es im Text wohl heißen: „pone scabellum“ (= ... und mache dir als Herrscher die treubruchigen Völker zum Fußschemel).

München

Roland Götz